

Leitartikel

Marie-Louise Gubler Die „Anderen“ als Herausforderung

1. Die bedrohlichen Anderen

Verbindung von Drogenhandel und Ausländerabwehr

Vor zwei Jahren wurden Mitarbeiter der türkischen sozialistischen Zeitschrift „Mücadele“ in Bern verhaftet und ihnen der Prozeß gemacht. Der Verteidiger der Türken: „Es lag kein dringender Tatverdacht vor. Die Razzia wurde mittels eines agent provocateur durchgeführt. In der Presse wurde die ganze Sache dann als Kampf gegen eine Drogenhandels-Organisation legitimiert. Aber dieser Vorwurf mußte anschließend dementiert werden, nur daß das Dementi in der Öffentlichkeit kaum zur Kenntnis genommen wurde. Ähnlich war es mit den Verhaftungen. Die meisten mußten gleich wieder entlassen werden.“¹ Die Maschinerie der Justiz war in Gang gekommen und dadurch wichtiges Informationsmaterial in die Hände der Behörden (und durch diese zum türkischen Geheimdienst) gelangt. Leute, die das Mücadele-Büro betreten, wurden registriert und sind in einem allfälligen Asylverfahren benachteiligt. Da die Öffentlichkeit in jüngster Zeit enorm alarmiert auf die außer Kontrolle geratene Drogenszene reagiert und viele Kleinhändler Ausländer sind, wurde eine Verwicklung der politischen türkischen Linken in Drogengeschäfte vermutet, der Verdacht aber nicht bestätigt.

Der Fall ist symptomatisch: In den Medien wird die Drogenproblematik genau in dem Zeitpunkt verstärkt behandelt, in dem die Staaten in großem Ausmaß damit befaßt sind, Migrationsströme und Asylsuchende abzuwehren. Diese Verbindung von Drogenhandel und Ausländerabwehr trägt zur doppelten Stigmatisierung ganzer Ausländergruppen bei: Sie sind nicht nur *die unangepaßten* „Anderen“; sie sind zudem *Straffällige*, die mit dem verpönten Drogenhandel zu tun haben. Zudem kriminalisieren die Statistiken die unterste Stufe des Drogenmarktes: jene Kleinhändler, die die billigste, schlechteste und gefährlichste Arbeit machen, nicht die führenden Westeuropäer, die sich der Polizei entziehen können . . . Indem in Krisenzeiten die Kriminalität in den Vordergrund gerückt wird, sucht eine zutiefst verunsicherte Gesellschaft eine Identität mit Hilfe der Behörden. So werden Polizeikorps motiviert, den Bürgern und Bürgerinnen „angesichts von Fremdenhaß, weltweiter Migration usw. der Bevölkerung insbesondere gegenüber Aus-

¹ Wie die Schweiz AusländerInnen kriminalisiert, in: Mosquito – die entwicklungspolitische Zeitschrift der Schweiz, Nr. 4/5, Juni 1993, 28–33.

ländern das Gefühl der Sicherheit zurückzugeben“.² Die Verwicklung von Ausländern in die Drogenkriminalität hat aber vielmehr mit ihrer sozialen Situation zu tun. Die verschärfte Gesetzgebung für Flüchtlinge zwingt diese praktisch zum illegalen Grenzübertritt und kriminalisiert sie schon an der Grenze. Sie sind die Fremden, die „Anderen“. Im *Alltag* setzt sich die Ausgrenzung in alltäglichen Vorurteilen fort: die „Anderen“ sind auffällige Minderheiten wie die kopftuchtragenden Frauen mit ihren Einkaufstüten im Bus (wehe, wenn sie bei einer Fahrausweiskontrolle erwischt werden sollten!), die an den Bahnhöfen herumstehenden und diskutierenden dunkelhäutigen Männer (sicher gewalttätig gegen Touristinnen und junge Mädchen!) oder die lärmenden fremdsprachigen Kindergruppen abends spät in den Wohnstraßen (gehen denn die nicht zu „normalen Zeiten“ wie Schweizer Kinder zu Bett?).

Die sozial schwachen Einheimischen

Die „Anderen“ sind aber auch jene, die auf der „sozialen Leiter“ unten stehen: die alleinerziehenden Frauen (seltener auch Männer), die einen demütigenden Marathonlauf vor den Arbeits- und Sozialämtern oder Wohnungsvermietern durchstehen müssen, um zu Arbeit, Unterstützungsgeldern, Kinderbetreuungsplatz und Wohnung zu kommen und sich keinen Kaffee mit Kolleginnen leisten können; die „Anderen“ sind z. B. auch jene Arbeiter der Stadt Zug, mit denen eine Gruppe angehender Lehrerinnen eine Woche lang mitarbeitete: bei der Müllabfuhr, beim Straßenkehren, bei der Kanalisationsreinigung, bei Straßenmarkierung und Rasenmähen in den öffentlichen Parkanlagen. Was sie erlebten, hat die jungen Frauen betroffen gemacht und schockiert: Kinder, die ihren Abfall den „Müllmännern“ vor die Füße warfen und deren Mütter dem Tadel der Männer arrogant entgegenhielten, dazu seien sie ja schließlich bezahlt; Raucher, die ihre Zigarettenstummel gedankenlos direkt hinter dem Besen des soeben gefegten Straßenstücks hinwarfen; Abfallkörbe mit gebrauchten Spritzen und illegal entsorgtem Kehricht neben dem großen Plakat, hier sei keine Deponie und die Ablage strafbar. Die Müllmänner entsorgen ja trotzdem! Wer Müll entsorgt, wird allzu leicht selbst als „Müll“ betrachtet. Daß die stinkende Grünabfuhr Übelkeit verursacht und die bei Festanlässen nötigen Reinigungen nächtliche Arbeit und selbstverständliche Verfügbarkeit bedeuten, ist kaum bewußt. Für die jungen Frauen war es nicht leicht, mit den Männern in ein „normales“ Gespräch zu kommen: angeschlagenes Selbstwertgefühl, mit jovialen Sprüchen überspielte Hemmun-

² M. Bossonnet, ebd. 32.

gen, die Sprach- und Verhaltensregeln einer Männergruppe gegenüber Mädchen machten die Kommunikation schwierig.

„Wegwerfmenschen“

Viel dramatischer noch ist das Phänomen der „Wegwerfmenschen“ in Ländern der Zweidrittelwelt: Die Armen sind nicht einfach „unten“, sondern *sie stören* den Fortschritt des ungebremsen wirtschaftlichen Wachstums, sie sind zu entsorgender „Kehricht“ (basura), wie die brasilianischen Straßenkinder, die als Bedrohung der Gesellschaft betrachtet und „beseitigt“ werden. Und in den wuchernden und stinkenden Tagelöhnerstädten, jenen trostlosen Männersiedlungen am Rand der Großstädte, werden 13- bis 15jährige Mädchen aus den ärmsten ländlichen Gegenden an die Meistbietenden verkauft, gebraucht und weggeworfen. Opfer der strukturellen Gewalt, die Menschen jeglicher Würde beraubt und als überflüssig erklärt.³

Mechanismen der
Ausgrenzung

Vielfältig sind die Mechanismen der Ausgrenzung: Französischsprachige beklagen sich bei uns oft darüber, daß sie in Vereinen oder in den Medien durch die Verwendung des Dialektes statt der gemeinsamen Schriftsprache ausgeschlossen werden; Frauen kritisieren, daß bei Anlässen Männer sofort ihre Militärerlebnisse austauschen und sie zu stummen Statistinnen machen; Inhalte der Sprachsysteme grenzen aus: so etwa, wenn Lehrstuhlinhaber ständig von den nächsten Lehrstuhlbesetzungen reden, Computerfachleute in ihrem Fachjargon Insiderinformationen austauschen. Bischöfe ernennen in ihre Stabskommissionen nur ihnen genehme Theologen und bleiben so unangefochten „unter sich“. Im Straßenverkehr sind für rücksichtslose Autoraser Kinder, alte Leute, Radfahrer die störenden „Anderen“, die ihr ungehindertes Fortkommen verzögern. Die unglaubliche Aussage, Kinder störten den Verkehr, steht in offiziellen Papieren. Plakate von Kindern halten dem entgegen: „Ich habe keine Hupe, bin nicht so schnell, habe Angst . . .“; und dieser Tage mußte in Bern eine Lobby gegründet werden zur Durchsetzung der UNO-Resolution zum Schutz der Kinder. Wenn unterdrückte Minderheiten wie die Kurden in spektakulären Aktionen (Botschaftsbesetzungen) ihre Anliegen in die Schlagzeilen der Zeitungen bringen oder Eltern muslimischer Mädchen ultimativ die Dispensierung vom Schwimmunterricht in der Schule fordern, ist die Lektüre der Leserbriefe in den Zeitungen aufschlußreich: Die „Anderen“ sind allesamt gewalttätig, bedrohen unsere Ordnungen, mißbrauchen unsere

³ Vgl. dazu den UNICEF-Bericht zur Projektpatenschaft für Straßenkinder in Brasilien, Schweiz. Komitee für UNICEF 1/1993.

Institutionen, tragen den Krieg in unsere friedliche Demokratie . . . Und da leider Gewalt fast immer Fakten schafft, die im nachhinein stillschweigend akzeptiert werden (wie in China, Bosnien, der Westsahara oder selbst bei der Schaffung des 23. Kantons, Jura!), fühlt sich die Mehrheit von militanten Minderheiten bedroht und reagiert mit heftiger Abwehr . . . Die Mechanismen der Ausgrenzung sind subtiler oder plumper, bewußter oder unreflektierter, harmloser oder gefährlicher, immer aber klar in ihrer Botschaft: Du gehörst nicht dazu.

2. Die faszinierenden Anderen

Der Abwehr und Ausgrenzung der „Anderen“ entgegengesetzt scheint die *Faszination des Fremden*: nicht nur Reisebüros und die Tabakindustrie werben mit „exotischen Menschen“ in traumhaften Landschaften. Die Modebranche wirbt mit dunkelhäutigen Asiatinnen für Seidenwäsche, und die Liberalität kleidet sich gern in Toleranz gegenüber Randgruppen und in Xenophilie, statt Xenophobie. Politiker sprechen von einer notwendigen multikulturellen Gesellschaft, der interreligiöse Dialog gehört zum Repertoire von Bildungsangeboten, Westeuropäer reisen gern und weit trotz Rezession und kommen begeistert zurück mit Souvenirs und pauschalen Meinungen über die liebenswürdigen und lebensfrohen Tanzgruppen, die zum Tourismusangebot von Drittweltländern gehören. Dennoch: Wir gehen lieber als Gäste zu den Anderen, als daß wir sie unter uns aufnehmen, wenn sie um Arbeit und Lebensraum nachfragen. (Anders ist unser Verhältnis zu den Anderen, die als Gäste im „Fremdenverkehr“ zu uns kommen.)

Imponierend ist für viele auch der wachsende Einfluß von Frauen in Politik, Kultur und Wirtschaft. Aber: Wo es um gerechtere Verteilung von Einfluß und Macht zwischen Männern und Frauen in der Politik und Öffentlichkeit geht, hilft die höfliche Aufforderung „Nehmen Sie Platz, Madame!“ nichts ohne die Befolgung der dringenden Bitte „Machen Sie Platz, Monsieur!“ An die Frau als „die Andere“ werden bei politischen Mandaten von den Männern ganz andere Forderungen als an ihresgleichen gestellt, wie die Schlammschlacht gegen eine Schweizer Bundesratskandidatin auf beschämende Weise zeigte.

Asymmetrie des Verhältnisses

Eigentlich fasziniert uns mehr „das Andere“ denn „der/die Andere“. Immer bleibt eine Asymmetrie des Verhältnisses zwischen uns und „ihnen“, zwischen den Heimischen und Fremden, den Eingewurzelten und Entwurzelten, den anerkannten Integrierten und den Randständigen außen. Das Leben definiert sich von den selbstverständlichen Prämissen *unserer Normen* aus. Bestenfalls ist ein modus vivendi erreichbar: Ich arrangiere mich mit

dem Anderen, oder wie es so einprägsam heißt: „Wir lassen einander leben!“ Das „Wir“ ist gleichsam ein *Zweckbündnis der Abgrenzung*, um den eigenen Einfluß- und Machtbereich zu behaupten und dem „Anderen“ ein Reservat zuzuweisen, das ihn von Übergriffen abhält (gleichsam eine Quotenregelung). Es ist wohl auch die Grenze der „Ich-Du-Beziehung“ im Sinne Martin Bubbers, wenn das Verhältnis zum „Anderen“ als ein symmetrisch-harmonisches vorausgesetzt wird und das vorhandene Gefälle zum „Anderen“ übersehen wird.

3. Die Anderen der Anderen: der fordernde Dritte

Hier führt Emmanuel Lévinas weiter: „Solange ich mit dem Anderen alleine bin, schulde ich ihm alles; aber es gibt den Dritten. Weiß ich, was mein Nächster im Verhältnis zum Dritten ist? Weiß ich, ob der Dritte mit ihm in Übereinstimmung ist oder ob er sein Opfer ist?“⁴ Schwieriger wird nämlich die Situation, wenn neben dem „Anderen“ seine „Anderen“ mich einfordern und nicht nur die Frage der Annahme des Andern, sondern die *Gerechtigkeit* ins Spiel kommt. Auch Israel kann seine Gottesbeziehung nicht regeln ohne seine eigenen „Anderen“: die Witwen, Waisen und Fremden als dauernde Herausforderung. Serben und Kroaten könnten ihre Ansprüche miteinander aushandeln, aber da sind die bosnischen Muslime, die beide in Pflicht nehmen. Der Ort der Bewährung ist nach E. Lévinas das „Antlitz“ des Anderen in seiner Schutzlosigkeit, seinem Elend und seiner Heimatlosigkeit. Es ist dieses mir zugewandte und doch verhüllte „Antlitz“, das meinen Herrschaftsanspruch in Frage stellt und mich in Pflicht nimmt. Hier wird die *Asymmetrie der Beziehung* geradezu *umgekehrt*: Nicht ich bestimme Raum und Bereich des Anderen, sondern der Andere unterwirft mich, macht mich gleichsam zur „Geisel“ in seiner Not und seiner Forderung nach Gerechtigkeit. Dasselbe Bild vom Antlitz brauchte Thérèse von Lisieux: es ist das verkannte und verborgene Antlitz Jesu nach Jesaja 53, das ihr im Antlitz des in geistiger Umnachtung dahindämmernden Vaters und in den geschändeten und verachteten Menschen begegnet, deren Schwester sie sein will. Sie stirbt einen frühen Tod an der „sozialen“ Krankheit Tuberkulose.⁵

Solche „Umkehrung“ findet sich schon ganz am Anfang der Bibel und durchzieht wie ein roter Faden Israels und Jesu Geschichte. Der Mensch am Anfang der Schöpfung braucht ein Gegenüber in herausfordernder Opposition des Antlitzes: die Frau soll dem Mann nicht verfügbare

⁴ E. Lévinas, *Ethik und Unendliches*, Graz – Wien 1986, 69. – Siehe dazu auch den Beitrag von G. Vergauwen.

⁵ Vgl. J. F. Six, *Theresia von Lisieux*, Freiburg ²1977, 274.

Hilfskraft, sondern „ezer kenogdo“, d. h. „Hilfe, ihm entgegen“ sein. In dieser Opposition kommt gerade zum Ausdruck, daß es nicht genügt, einander in die Augen zu schauen. Die Frau ist auch nicht bloße „Ergänzung“ des Mannes. Vielmehr wird diese existentielle „Hilfe“ (das Abstraktum *ezer* wird sonst nur für Gott gebraucht!) gerade wirksam im „Entgegensein“ – nicht als feindliches, sondern mitmenschliches Gegen-über. Und als der Mensch den Garten verlor und selber hinaus mußte – ins unbekannte Neue –, blieb ihm im Elend der „Dornen und Disteln“ (Gen 3, 18) dieses Antlitz der Gefährtin zugewandt, *ezer kenogdo*. Und in diesem Antlitz schauen die gefährdeten Kinder, die kriegsversehrten und hungern- den Völker, die bedrohten Lebewesen, der geschändete Garten den Menschen an und fordern ihn ein. Dieses Antlitz enthält darum etwas Fremdes und Unfaßbares.

4. Der Messias und die Anderen

Die talmudische Erzählung, wonach der Messias unerkannt unter den Aussätzigen vor den Toren Roms auf seine Stunde wartet, zeigt auf hintergründige Weise sein solidarisches Inkognito. Rabbi Jehoschua ben Levi fragt Elija nach dem Kommen des Messias: „Wann wird der Messias kommen? Jener erwiderte: Geh, frage ihn selbst. – Wo befindet er sich? – Am Tor Roms. – Wodurch erkennt man ihn? – Er sitzt zwischen den mit Krankheiten behafteten Armen; alle übrigen binden (ihre Wunden) auf und verbinden sie wieder mit einem Mal, er aber bindet sie auf und verbindet sie einzeln, denn er denkt: vielleicht werde ich verlangt, so soll keine Verzögerung entstehen.“⁶ Der einzige Unterschied zwischen dem Messias und den Aussätzigen ist seine Bereitschaft, dem Ruf Gottes zu folgen. Hinter dem „Anderen“ verbirgt sich der Messias, wenn er für mich aufgehört hat, ein Deutscher oder Tamile, ein Direktor, eine Hausfrau oder ein Studierender zu sein, sondern nur mehr mein Mitmensch ist. Freilich ist dieses Inkognito befremdlich wie der nächtliche Überfall und Kampf des Engels mit Jakob (Gen 32, 23–33), der zwar mit der Segnung, aber auch der Verletzung Jakobs endet. Erst dann kann die Stunde nach jüdischer Auffassung unterschieden werden, in der die Nacht endet und der Tag beginnt, wenn wir im Gesicht irgendeines Menschen die Schwester oder den Bruder zu sehen vermögen. Dies aber ist genau die Botschaft Jesu in der großen Gerichtsparabel nach Mt 25: „Ich war heimatlos, und ihr habt mir die Tür eures Hauses geöffnet . . . Ich war heimatlos, aber die Tür eures Hauses blieb verschlossen . . .“ (Übersetzung W. Jens)

⁶ Babylonischer Talmud, Traktat Sanhedrin (XI, i, ij) Fol. 98a.